

Trauungen, Firmungen und Konfirmationen, bei Beerdigungen erst recht aber an Heiligabend spürbare Motivation verstört aber auch die anderen: diejenigen nämlich, die diese Sakramente bewußt als Christen feiern wollen. Diesem Unbehagen Rechnung zu tragen, heißt nicht, elitär unter sich bleiben zu wollen. Und auf diejenigen einzugehen, die sich im „Vorfeld des Glaubens“ befinden, ist Auftrag und Dienst der christlichen Gemeinde. Nur sollten sich diejenigen, die die Christmette feiern, und die, die zum „Nächtlichen Weihnachtslob“ gehen, nicht aus den Augen verlieren. Die Anfragen, auch das Unverständnis aus dem „Vorfeld des Glaubens“ müssen Herausforderung bleiben, das eigene Feiern immer und immer wieder neu zu klären und zu verstehen. fo

Fanal

Der Tod des pakistanischen Bischofs John Joseph

Am 6. Mai kam im Gerichtsgebäude der Kleinstadt Sahiwal im Punjab der Bischof der pakistanischen Diözese Faisalabad, *John Joseph* zu Tode, nach einer Gebetswache für einen wegen Beleidigung des Propheten Mohammed zum Tod verurteilten Katholiken. Der Tod des 66jährigen Bischofs – wahrscheinlich Selbstmord möglicherweise auch Mord –, der auch Vorsitzender der pakistanischen Kommission *Justitia et Pax* war, wirft ein Schlaglicht auf die Situation der Christen, aber auch anderer religiöser Minderheiten in seinem Heimatland.

Pakistan entstand 1947 als *islamischer Staat* aus der Erbmasse von Britisch Indien (vgl. HK, September 1997, 478 ff.). Etwa 97 Prozent der Einwohner sind Muslime, davon etwa ein Fünftel Schiiten, die große Mehrheit Sunniten. Hinduisten wie Christen bilden demgegenüber kleine Minderheiten. Die Zahl der Katholiken in Pakistan beträgt etwa eine Million; die meisten davon leben im Punjab mit der Hauptstadt

Lahore. Seit seiner Unabhängigkeit ist Pakistan nie zur Ruhe gekommen. Gewaltausbrüche mit ethnischen, sozialen oder religiösen Ursachen waren und sind an der Tagesordnung.

Bischof Joseph war als unerschrockener Kämpfer gegen die Diskriminierung religiöser Minderheiten über Pakistan hinaus bekannt. Bei einem interreligiösen Seminar im Juli 1997 hatte er erklärt, man werde alles tun, um das pakistanische *Blasphemiegesetz* zu ändern, auch um den Preis des eigenen Lebens. Dieses Gesetz wurde im Zug einer massiven Islamisierung des Landes unter Präsident *Zia ul-Haq* 1986 in das pakistanische Strafgesetzbuch eingefügt. Abschnitt 295-B des Strafgesetzbuchs sieht für eine Beleidigung gegen den Koran als Strafe lebenslange Haft vor, 295-C für eine Beleidigung des Propheten Mohammed lebenslange Haft oder den Tod, wobei das Strafmaß in der späteren Auslegung des Artikels auf die Todesstrafe verengt wurde. In den vergangenen Jahren gab es mehrere Todesurteile wegen Blasphemie gegen Christen, von denen allerdings bisher keines vollstreckt wurde.

Am 11. August 1997 stand der Bischof von Faisalabad an der Spitze einer Demonstration von mehr als 10000 Menschen. Im Anschluß an die Kundgebung überreichte Bischof Joseph Behördenvertretern ein von mehr als vierzig Organisationen, darunter auch muslimischen, unterzeichnetes Memorandum, das an die Staatsgründung durch *Muhammed Ali Jinnah* vor fünfzig Jahren erinnerte und unter Berufung auf den Gründervater Pakistans gleiche Rechte für alle Bürger des Landes forderte.

Im Jahr des fünfzigsten Jubiläums der Staatsgründung veröffentlichte die Pakistanische Bischofskonferenz auch erstmals einen durch die Kommission *Justitia et Pax* erarbeiteten Bericht über die Verfolgung religiöser Minderheiten im Land. Am 22. Dezember 1997 empfing Premierminister *Nawaz Sharif* – ebenfalls ein Novum in der Geschichte des Staates – Vertreter der christlichen Kirchen zu einem Essen und würdigte dabei die „positive und

konstruktive Rolle der christlichen Gemeinschaft Pakistans in den Bereichen des Rechts, des Sports und der Kultur“. Mohammed Ali Jinnah sei nicht nur Führungsfigur für die Muslime, sondern auch für die Christen gewesen.

Es wird sich zeigen müssen, ob diese Geste mehr war als eine Eintagsfliege, ob jetzt der Tod des für die Menschen – und vor allem Minderheitenrechte engagierten Bischofs Joseph als aufrüttelndes Fanal dazu beitragen kann, Diskriminierungen abzubauen. Skepsis ist vorerst angebracht: Als etwa Erzbischof *George Carey* von Canterbury bei einem Besuch in Pakistan Ende 1997 die Abschaffung der Todesstrafe für Blasphemie forderte, erhob sich ein Sturm der Entrüstung bei den Vertretern islamischer Organisationen. Der Chef einer sunnitischen Organisation erklärte seinerzeit, niemand könne einem Gotteslästerer vergeben.

Die Vorgänge in Pakistan haben sehr viel mit spezifischen Gegebenheiten dieses Landes zu tun und lassen sich schon deshalb nicht auf „den Islam“ oder die muslimischen Länder hin verallgemeinern. Aber sie sind doch ein mehr als deutliches Indiz dafür, wieviel in Teilen der islamischen Welt bezüglich Religionsfreiheit im argen liegt. Im übrigen ist jede Diskriminierung oder gar Verfolgung von Christen in islamischen Ländern Wasser auf die Mühlen derjenigen, die die Präsenz des Islam in Europa mit Argwohn betrachten und vor einer zu großen Nachgiebigkeit von Staat und Gesellschaft gegenüber den Muslimen in den traditionell christlichen Ländern Europas warnen. ru

Ikone

Die Echtheit des Turiner Grabtuchs ist sekundär

Echt oder nicht echt – ist das denn die Frage, vor die uns die „Sacra Sindone“, das Turiner Grabtuch, stellt? Nein, sagt offiziell die Kirche und han-

delt sich damit auch erbitterte Feindschaft ein. Denn es ist keine große, dafür aber eine weltweit verbreitete, starke Gruppe, die dafür kämpft, daß das „Leichentuch Christi“ endlich seine auch kirchenamtliche Anerkennung erhält. Dagegen halten die höchsten Repräsentanten der Kirche: Das hochverehrungswürdige Bild, Symbol oder Zeugnis, die „Ikone der Passion“, von der Paul VI. mit tiefer Überzeugung sprach, braucht kein Echtheits-Zertifikat.

Das Zeugnis der vorbehaltlosen Hingabe Jesu am Kreuz, in diesem Tuch für Generation und Generation eindrücklich zum Ausdruck gebracht, hängt nicht an der Frage der historischen Authentizität des Mediums der Botschaft. Unrealistisch genug wäre es überdies, darauf zu hoffen, daß es jemals noch ein unzweideutiges Urteil über die Echtheit geben mag. Weder auf seiten der Kirchenoberen in der piemontesischen Hauptstadt noch in Rom scheint damit noch jemand ernsthaft zu rechnen.

Zu Recht bleibt auch ein gewisses Mißtrauen gegenüber der Motivation und theologischen Absicht derer, die mit immer neuen Echtheitsbeweisen aufwarten, es bei der „Ikone“ nicht bewenden lassen wollen – unermüdliche Anwälte der wohl berühmtesten *Reliquie* der Kirche überhaupt. Mit dem Streit um die Echtheit des Grabtuches scheint wieder einmal auch die Frage nach dem historischen Jesus zur Debatte zu stehen, mit all ihren Abgründen und Ambivalenzen. Dabei dürfte die Annahme amerikanischer Atomphysiker, die Spuren auf dem Tuch rührten von einer „thermo-nuklearen Blitz-Reaktion“ her, ein kaum überbietbarer Höhepunkt in der nun fast hundertjährigen Forschungsgeschichte am Turiner Grabtuch sein: Wäre unter dieser Voraussetzung doch endlich die Auferstehung auch als physisches, physikalisches Geschehen (be-)greifbar.

Von der Frage nach der Echtheit unbeeindruckt aber scheinen erst recht diejenigen, die während der zweimonatigen Ausstellung bis zum 14. Juni

zu mehreren tausend am Tag in endlosen Schlangen warteten, um nur wenige Minuten vor dem „Grabtuch“ verweilen, ihm ihre Reverenz erweisen zu dürfen. Die Veranstalter rechneten mit bis zu zwei Millionen Besuchern. Als das Tuch vor 20 Jahren zum letzten Mal ausgestellt war, waren gar drei Millionen gekommen. Dabei ist die Attraktivität sicher nicht geringer geworden, aber zur Jahrtausendwende werden die Schemen des Gekreuzigten schon sehr bald noch einmal zu besichtigen sein.

Mag sein, daß der ein oder andere in diesen Tagen in Turin auch eher das fromme „Event“ gesucht und dann auch sicherlich gefunden hat. Der überwiegende Teil wird es ernst gemeint haben in seiner Verehrung, sich aufrichtig dem Zeugnis des Tuches gestellt haben. Das Forschergezänk über „historische Lücken“ und Fälschungshypothesen bleibt hier höchstens in der zweiten Reihe.

An sich betrachtet hat die bisherige Forschungsgeschichte durchaus ihre spannenden Seiten, gelegentlich gar den Hauch einer Kriminalgeschichte – immer wieder neue Beweise provozieren immer wieder neue Dementis, obwohl doch längst schon alle Details hinlänglich erörtert scheinen. Die Zahl der Publikationen, Thesen und Theorien zur Echtheit des Tuches steigt längst in totale Unüberschaubarkeit. Das Turiner Grabtuch gilt als das am meisten erforschte Einzelobjekt der modernen Wissenschaftsgeschichte überhaupt.

Im Rückblick wird die Diskussion seiner Echtheit zumindest ein eindrücklicher Beweis unermüdlichen Forschungsdrangs sein, eine anschauliche Darstellung der Entwicklungen im Bereich der naturwissenschaftlichen Methodenlehre und ihres Instrumentars. Denn das ist allemal auffällig. Die „Sacra Sindone“ läßt Ärzte, Biologen und Chemiker immer noch nicht schlafen, Historiker, Fundamentaltheologen und Exegeten dafür um so kälter. Fast erscheint es paradox: In dem Moment, in dem ein Urteil über die Echtheit wissenschaftlich-technisch mög-

lich ist, bleibt die Frage selbst höchstens sekundär. Hochmoderne Forschung für eine unmoderne Problemstellung?

In jedem Fall bleibt die Faszination dieses Tuches unabhängig von Gewebeuntersuchungen, Radiokarbondests, Röntgenbildern und genetischen Befunden, unbeeindruckt von der je nach Standpunkt bewunderten oder befremdenden Akribie derer, die ständig neue Beweise der Echtheit führen, ebenso wie der so aufgeklärten Skeptiker und Zweifler.

Kommt in einer Zeit, in der zumindest bei städtisch geprägten Christen in westlichen Breiten Reliquien in der Alltagsfrömmigkeit immer weniger eine Rolle spielen, ausgerechnet der angeblichen Reliquie der Reliquien eine unhinterfragte Sonderstellung zu? Ein Relikt unaufgeklärten Christentums? Elitäre Häme für die Schlange stehenden Pilgermassen ist unangebracht. Immer wieder haben einzelne, durchaus aufgeklärte Zeitgenossen auch ohne konfessionellen Hintergrund bestätigt, daß sie trotz ihrer großen Vorbehalte und Skepsis, der Aura des Tuches erlegen sind, sie eine gewisse „Verzauberung“ gespürt haben. Kaum anders zu erklären ist etwa auch die weltweite Anteilnahme an der natürlich fast wundersamen Errettung des Grabtuches im April des vergangenen Jahres aus dem brennenden Turiner Dom.

Nur die noch so vage Hoffnung, in dem Tuch vielleicht doch dem einzig wahren Christusbild begegnen zu können, läßt die noch so wohl begründete Skepsis und aufgeklärter Kritik verblassen. Auch die Jünger und Jüngerinnen zweiten Grades wollen den Herrn sehen, die Finger in seine Seite legen. Abstrakt zu glauben fällt schwer. Wenn aber Thomas seinen Platz im Heilsdrama gefunden hat, nur milder Tadel ihn traf, sollen auch die Schwächen der ihm nachfolgenden Generationen und Abergenerationen nicht verurteilt werden. Die Gefahr, daß in Turin ein absonderlicher Reliquienkult fröhliche Urständ feiert, ist nicht gegeben. fo